

Bettina Messner
Senta gibt Gas
Erzählungen

Bettina Messner

Senta gibt Gas

Erzählungen



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2016


literatur nr. 67

Covergestaltung, Lektorat, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Peter Brandstätter / www.bilddesign.net

Autorenfoto: privat

ISBN 978-3-902901-92-7

 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

1. Die Überfahrt	5
2. Das Buch	11
3. 30 Sekunden	17
4. Eine Flaneuse hätte ich werden können	20
5. Princesse Lointaine	26
6. Intermezzo 1 (Statusmeldung)	46
7. Der Pferdeschwanz	48
8. Die Systemsprengerin	51
9. Des Pudels Kern	67
10. Mama mag Munch	71
11. In Rom	77
12. Intermezzo 2 (Statusmeldung)	89
13. Der Jungstapler	91
14. Du kommst zu spät, oder: Advent, Advent, die Lunte brennt	97
15. Im Hof	108
16. Allover oder: Horror vacui	113
17. Bella vista	123
18. Intermezzo 3 (Statusmeldung)	136
19. Poly... ach was	138
20. Tabula rasa	150
21. Samodaso	164
22. Premiere	169
23. Das Foto	173
24. Intermezzo 4 (Statusmeldung)	190
25. Gleis 1	192
26. Marie	199
27. Der Irrgarten (Mindburn)	210
28. Happy Ends beim Badminton beim Picknick	233
29. Senta beim Stern	239
30. Nachspiel (Zakynthos)	243
31. Ohne Ehrgeiz (Ein Nachwort)	246

Auf der Fähre. Am Fenster. Ich entferne mich von der Insel. Von dir. Das Land verschwindet allmählich, zieht seitlich davon. Nein, wir auf der Fähre sind es, die sich bewegen. Dann sind nur noch die höchsten Felsen der Insel zu sehen. Verschwommen. Es sind die einzigen Elemente, die das Horizontale, Einheitliche, Dahinfließende unterbrechen. Die Wolken und die Dämmerung vermischen allmählich alles zu einer abstrahierten Zeichnung in Grau-blau-grün. Aufs offene Meer zusteuern, wird mich hinter dem Horizont die andere Insel erwarten, mit einem Kontrastprogramm. Zum Strand. Zur Ruhe. Zur Unausweichlichkeit der Gedanken. Werden wir uns wiedersehen? Ich weiß es nicht. Nichts weiß ich im Moment. Ich atme mich erst einmal ruhig, tauche in das Neue ein. In bewegte neue Welten, die mich umsäumen. Vor mir erstreckt sich das Meer. Die Sonne, hinter Haufenwolken versteckt, schickt einzelne, schon milder werdende rot-orange-gelbe Strahlen durch die Wolkendecke wie präzise Laserstrahlen, die punktuell den ruhigen Ozean beleuchten. So schön. Aber so fern. Wenn man sich nähert, den Horizont hoffnungsfroh zu greifen glaubt, rückt er immer weiter in die Ferne. Die beste Illusion von allen. Er ist immer dort, wo ich hin will. Eine Sehnsuchtslinie, die unerreichbar bleibt. Wie macht das die Sonne, die selber in ihrer abendlichen Rotheit immer wieder verdeckt bleibt, dass sie jetzt ausgerechnet an der imaginären Kante zwischen Oben und Unten eine breite orange Linie zeichnet, die den vanillegel-

ben Himmel vom dunkel dahinwogenden Wasser trennt? Die Wolken helfen freilich bei der Lichtmalerei. Sie bringen das Helle durch ihre eigene gebündelte Farbintensität noch mehr zum Leuchten. Bilden sanfte Strukturen, Flecken und Linien in der weiten Einheitlichkeit. Ich stelle mir vor, sie sind Schwämme, die Farben in sich aufnehmen. Komprimieren. Intensivieren. Könnte ich das Farbenspiel nur besser sehen, aber hinter dem Fenster, nur knapp über der Meeresoberfläche, wirft der von der Fähre durchpflügte Ozean ständig Wassermengen gegen die Scheiben, die immer wieder Tröpfchen hinterlassen und meine Aussicht zu einem verwaschenen Aquarell verunklaren. Und meine kurzsichtigen Augen malen noch ein paar Unschärfen dazu. Ich presse meine Nase an die Scheibe und versuche, zwischen den Tropfen nichts von dem immer gewaltiger werdenden Farbspektakel zu verpassen. Ich habe, seit ich auf die Fähre kam, keinen Sinn für die anderen Menschen, die Monitore, die künstlichen Lichter, die Musik, die Lautsprecherdurchsagen, das Konsumationsangebot gehabt. Zielstrebig habe ich mir einen Stuhl und einen Tisch am Fenster gesucht, um mich nicht zu schnell, zu abrupt von der Naturgewalt Atlantik zu entfernen, die mich in den letzten Tagen bei meinen langen Spaziergängen ständig umbrandet hat. Fast habe ich schon begonnen, in meinen Träumen zu rauschen und mich wellenartig zu bewegen, als sei ich ein Fisch, ein Delfin oder eine Meerjungfrau, eintauchend in das umgebende Wasser und einswerdend mit ihm. Im Dahingleiten lasse ich das jetzt Woge für Woge zurück. Mit all dem anderen.

Die orange-rot strahlende und immer farbintensiver werdende Linie am Horizont ist ein breites Band geworden. Ein Gebilde wie ein Gemälde von Mark Rothko mit ver-

laufenden Rändern. Oder eine Orangencreme, durch die sich eine breite, mit Erdbeersaft gezogene Spur zieht. Sich mit ihr mischt. Wie gebannt klebe ich am Fenster. Langsam, ganz langsam tut sich ein merkwürdiges Phänomen vor meinen Augen auf. Sehe ich doppelt? Das Farbband hat sich in zwei Farbstränge geteilt. Eine weitere Illusion? Das Band ist jedenfalls nicht fortzublinzeln. Die beiden Bänder verlaufen an der Grenze zwischen Himmel und Wasser, markieren jetzt den Horizont wie zwei hintereinander stehende breite Bindestriche, hell erleuchtet. Zwei Gemälde Rothkos nebeneinander. Zwei Orangencremes mit Erdbeersaft. Dahinfließender Sirup, Honig für die Augen. Süchtig machend. Die Farbbänder wirken wie gespiegelt oder wie zwei identisch aussehende Parallelwelten. Aufeinander bezogen, wie mit einem unsichtbaren Faden verbunden. Und gleichzeitig steht auch jede für sich selbst da. Rücken sie immer weiter auseinander oder täuschen mich meine Augen? Ich will die verschwenderisch schöne Naturdarbietung, unvergleichlich in ihrer Präsenz, in mich aufsaugen. Festhalten. Mitnehmen. Will sie nicht verlieren, nicht vergessen. Ich drücke mich so nah an das Fenster, dass meine Wimpern die Scheibe berühren. Die beiden Farbfelder verwandeln sich sukzessive, werden röter, schmaler, länger. Die Dunkelheit zwischen ihnen scheint sie tatsächlich auseinanderzudrücken. Je näher wir dem Horizont zu kommen scheinen, umso mehr driften die beiden roten Bänder auseinander. An den Rändern sind sie jetzt violett. Um sie herum ist bald fast schon überall Schwärze. Schließlich verbleiben sie in der Weite das einzige sichtbare Element, das die Dunkelheit zu beleuchten vermag. Wie letzte Erinnerungen. Wie Erinnerungen an Reales. Aber tatsächlich optische Täuschungen. Spiegelungen. Die die Menschen zum

Reflektieren anregen. Mit ihrem und über ihren begrenzten Horizont. Aber sie weisen auch wie Leuchtfeuer den Weg, geben Orientierung. Mittlerweile immer weiter voneinander wegdriftend. Unser Schiff ist, ich bin umgeben von gewaltiger Natur, die zeichnet, malt, die Zeichen zu senden scheint. Sehr irdisch, eindringlich, aber zugleich von einer überirdischen Transzendenz. Unfassbar schön. Ein wunderbares Spektakel.

Dass sich jetzt die eben eingeschaltete Innenbeleuchtung der Fähre in den Fenstern spiegelt, stört mich. Das künstliche Licht überlagert teilweise das Farbschauspiel über dem Ozean. Die Musik, elektronisch, jingleartig, verzerrt, schrill, ist lauter geworden, auch die Stimmen der Menschen. Oder bilde ich mir das nur ein? Nehme ich es jetzt erst wahr, als hätte man mit dem elektrischen Licht auch meine restlichen Sinne wieder eingeschaltet? »Was gibt es da zu sehen?« Eine Stimme reißt mich aus meiner inneren Welt. Ein Mann steht neben mir, den ich bisher nicht wahrgenommen habe, wie auch sonst nichts hinter mir im Raum. Ich wende mich vom Fenster ab, schaue ihn an. Wahrscheinlich steht er schon eine Weile neben mir. Ich habe ihn schon vor dem Einsteigen gesehen. Er hat eine Baseballkappe auf dem Kopf und reist mit mehreren Leuten, vermutlich seiner Familie. Er hat mich deutsch angesprochen, merke ich eben überrascht, und auf seinem T-Shirt steht irgendwas Unleserliches, Verwaschenes mit »Düsseldorf«. Habe ich geantwortet? Seinem fragenden Blick nach zu schließen, nein. »Was ist da draußen, das Sie so genau beobachten?«, wiederholt er. Ich antworte etwas zeitverzögert: »Die Natur. So schön. Sonnenuntergang.« Er schaut über meinen Kopf hinaus ins Weite, runzelt die Stirn. Schaut auf mich herab. Er ist groß. »Da ist ja gar nichts. Die Insel verdeckt ja alles!

Sie ist schon ganz nah. Bald sind wir da.« Er deutet auf die breiter werdende schwarze Unterbrechung, die Lücke zwischen den beiden jetzt immer blasser werdenden roten Linien am Horizont.

Ich erkenne im Dunkel vereinzelte Unebenheiten. Land. Spürbar jetzt. Hat sich angeschlichen, angepirscht. Nun aber ist sie dominant vor meinen Augen, erhebt sich. Da ich es nun weiß, ist sie erkennbar, präsent, die Insel. Sie ist herangeglitten, immer dichter an meine Scheiben. Bald wird sie mein Sichtfeld fast zur Gänze einnehmen. Die Farben sind beinahe fort. Ganz hinten nur mehr ein violetter Schimmer, der das Land noch eine Weile umrahmt wie eine Fassung aus Licht. Es fast einhüllt wie ein Strahlenkranz. Und näher rücken die kleinen zerstreuten Lichter, die aus dem Dunkel herausglitzern wie Diamanten, wie zufällig verteilt, hingeworfen wie kleine helle Punkte. Direkt vor mir sind sie plötzlich aufgefädelt wie eine Perlenschnur. Umsäumen und kennzeichnen das Ufer. Weisen den Weg. Zurück in einen Hafen voller Leben und Unruhe. Mein Ziel. Die Zivilisation. Wir fahren direkt in sie hinein. Die Möwen, obwohl schon im Dunkel kaum zu sehen, kreischen heiser um das Schiff herum. Der Wind spült ferne Töne heran. Oder sind es unsere Geräusche, die sich in den hinter den Lichtern erkennbaren Bergen verfangen?

Ich will dem Mann das alles zeigen, ihm erklären, wie wunderbar, wie bezaubernd, wie besonders das alles ist. Aber er hat sich inzwischen längst wieder ein paar Schritte entfernt. Dreht sich noch einmal zu mir um. Zuckt mit den Schultern, starrt mich an, als sähe er ein Alien oder zumindest eine nicht von dieser Welt, kratzt sich am Kopf. »Tschüss«, ruft er hastig, fast entschuldigend in meine Richtung und taucht wieder in der Menge unter, wird

vom bunten Treiben verschluckt. Ich kann ihn noch sagen hören: »Nein, Gisela, da draußen ist nichts. Gar nichts. Wir sind bald da.« Dann verschwindet auch seine Stimme hinter einer grellen, lautstarken, chaotischen Bild- und Tonkulisse der Menschen, die aus der Ferne doch ein Muster bildet, eine einheitsbreiige Masse aus sich vermengenden und vermischenden Bewegungen und Starrheiten, die plötzlich in eine Richtung schiebt. Jacken, Kappen, Shorts, Tücher, Taschen, Flaschen, Kartenspiele, Sandwiches, Knabbergebäck, klapperndes Besteck, zusammengedrückte Dosen, raschelnde Tüten, Gesprächsfetzen, mechanisches Sitcomgelächter, tragisch klingende Nachrichtenstimmen, dahinplätschernde Hintergrundmusik, Piepsen, Quietschen, Brummen, Summen, Knurren, Knarren, Kreischen unter gleißenden Neonlampen, Gackern vor flackernden Bildschirmen, aufgeregte, brodelnde, dann allmählich sich entfernende, verstummende Oberflächen.

Sie war durch die Straßen gelaufen und fand sich in einem ihr unbekanntem Stadtviertel wieder. Eine Straße glich der anderen. Sie hatte nicht bemerkt, dass sich der Himmel nicht nur aufgrund der Dämmerung verfinsterte. Sie hatte gar nichts bemerkt, war einfach gegangen, immer schneller, als würde sie flüchten, als wäre etwas hinter ihr her. Es begann zu regnen. Sie hatte keinen Regenschirm dabei. Die Gassen verliefen in leichten Bögen, sodass man lange den Eindruck haben konnte, man ginge immer geradeaus. Ein Irrtum. So hatte sie längst die Orientierung verloren, vermutlich schon vor einer ganzen Weile, doch sie war weitergelaufen in dem ihr eigenen, gleichmäßigen Schritt. Ein sanft beleuchtetes Schaufenster erregte ihre Aufmerksamkeit. In der Mitte lehnte ein Buch auf einem kleinen Podest, umrahmt von kleinen Lichtern. Die Titelseite des Buches bestand aus einem Messingschild. Sie trat näher an die Scheibe heran, um zu sehen, was darauf stand. Es handelte sich aber um ein leeres Messingschild, gekonnt gemalt, so als wäre es eine Fotografie. Ein Buch ohne Titel? Sie betrachtete es näher: Es war alt und teilweise vergilbt, aber es hatte etwas Faszinierendes an sich. Der Regen war heftiger geworden und sie spürte die Tropfen von ihrem Haar kühl in den Mantelkragen laufen. Ohne zu zögern öffnete sie die Tür des Geschäfts, ANTIQUARIAT stand auf der Glastür. Ein Glöckchen ertönte. Der Raum war über und über mit alten Büchern angefüllt. In einer Ecke stand ein brauner Ledersessel mit hoher Lehne und abge-

wetzten Armstützen. Der typische Geruch und die gemütliche Atmosphäre erzeugten ein Wohlgefühl bei der Frau und sie seufzte, während sie versuchte, die Nässe aus ihren Gliedern und Haaren zu streichen.

»Ich bringe Ihnen ein Handtuch«, ertönte eine Stimme aus einem hinteren Zimmer. Es donnerte. Die Frau fuhr zusammen. »Keine Sorge«, sagte die Stimme, nun hinter ihr. Da stand ein großer, dünner Mann mit langem, sehr krausem grauen Haar und einer Brille. Er hielt ihr ein Handtuch entgegen. Sie nahm es dankend und trocknete ihr Haar. Der Mann verzog keine Miene. Aber er wirkte nicht unfreundlich, sondern eher pragmatisch auf sie. Als sie sich fertig abgetrocknet hatte, fragte sie: »Darf ich mich in den Sessel setzen und warten bis der Regen aufhört?« – »Trinken Sie doch einen Tee mit mir, während Sie warten«, bot er an. Sie lächelte dankbar. »Oh, gerne.« – »Dann kommen Sie mit.« Der hintere Raum war ebenfalls voller Bücher. In der Ecke stand ein Tisch mit zwei Stühlen. Auf dem Tisch standen bereits eine Teetasse und eine Kanne. »Nehmen Sie Platz«, sagte er und verschwand hinter einer Tür. Die Frau atmete tief durch. Der Mann war schnell zurück und stellte eine Tasse vor sie hin. Während er den Tee eingoss, fragte er: »Was verschlägt Sie in diese Ecke der Stadt?« Sein grauer Pullover war an den Ellenbogen mit Flickern versehen. Sie versuchte sein Alter zu schätzen, aber es gelang ihr nicht. Trotz seiner spärlichen Mimik und Gestik flößte er ihr Vertrauen ein, oder gerade deswegen. Sie war jedoch nicht in der Verfassung, sich darüber Gedanken machen zu wollen.

»Ach, ich bin einfach immer geradeaus gelaufen, dachte ich zumindest, und dann war ich plötzlich hier.« Sie strich sich die nassen Haare aus dem Gesicht. Er antwortete nicht. Er wirkte irgendwie so, als könne sie ihm alles

Mögliche ohne Konsequenzen anvertrauen. Sie nahm einen Schluck vom Tee. Es war im Grunde DIE Gelegenheit, einmal mit jemandem zu reden, dachte sie. »Ich wollte wohl von allem weg. Kann man seinem eigenen Leben davonlaufen?« Sie sah an ihm vorbei, suchte eine Stelle im Raum, an die sie ihre Augen heften könnte, etwas zum Festhalten. Zahlreiche Buchrücken, teilweise mit seltsamen Schriftzeichen, boten sich an. Sie fuhr fort: »Vermutlich kann man das nicht. Man hat es sich ja selbst so eingerichtet wie es nun ist, nicht? Vielleicht habe ich es eben schleifen lassen, mich nach anderen gerichtet, mich nie gefragt, was ich eigentlich will. Ach, das Leben passiert manchmal einfach mit einem. Wissen Sie, aber es kam mir plötzlich vor, als wäre ich im falschen Film. Kennen Sie das Gefühl?« Sie blickte ihn nun an. Seine Augen waren eisblau. »Ja«, sagte er. Es klang neutral. Ermutigt sprach sie weiter, als wolle sie die Gedankenspur nicht verlieren. »Ich dachte, ich würde heiraten und einfach ein schönes Leben haben. Wie man halt so denkt mit zwanzig. Mein Mann ist nett und er liebte mich. Sagte er zumindest. Und ich glaubte ihm. Ich habe das, was ich empfand, auch für Liebe gehalten, was hat man denn für Erfahrungen in dem Alter? Natürlich hatte ich so eine Ahnung, dass es zu wenig sein könnte, es war halt so wenig Leidenschaft im Spiel, also von meiner Seite aus, aber ich schob diese Gedanken beiseite«, sie war jetzt rot geworden und überlegte, ob sie nun doch zu Intimes preisgab. Ihr Gegenüber war ein Fremder. Alles war ihr hier fremd. Nein, sie fühlte sich erstaunlicherweise in diesem Augenblick aufgehoben und sicher. Vielleicht zum ersten Mal seit Monaten. Sie nahm noch einen Schluck Tee. Die Wärme des Getränks breitete sich immer mehr in ihren Gliedern aus. Der Mann schien zu nicken, aber so genau

war es nicht zu sehen. »Eigentlich habe ich ihn geheiratet, um ihn glücklich zu machen. Die Signale IN MIR beachtete ich dabei nicht. Und dann kamen ja auch gleich die Kinder. Ich habe zwei. Sie sind toll. Aber sie sind groß geworden. Erwachsen. Und ich bin allein.«

Sie atmete tief durch. »Ja, es klingt, als wäre ich nur auf meine Kinder bezogen, das bin ich wohl geworden in all den Jahren, weil ich selbst nichts hatte, keine Aufgabe, nur die Kinder. Und ich liebte diese Aufgabe. Aber nun sind sie groß und im Grunde muss man sie loslassen, fliegen lassen wie kleine Vögel. Sie müssen ihr eigenes Leben gestalten und das tun sie ja auch. Sie brauchen mich immer weniger.« Sie hatte ein paar Tränen in den Augen und kramte nach einem Taschentuch. Der Mann reichte ihr eines. »Oh, vielen Dank. Es tut mir leid. Ich komme hier einfach herein, störe Sie womöglich bei irgendwas und heule Ihnen was vor.« Der Mann sagte: »Keine Entschuldigung. Und ich habe nichts Wichtiges vor.« Dann lehnte er sich wieder zurück, was sie als Aufforderung verstand, weiterzusprechen. »Ich weiß wirklich nicht, was all die anderen Frauen tun, wenn die Kinder aus dem Haus sind.« Sie konnte die Tränen nun nicht mehr zurückhalten. »Es tut gut, einmal darüber sprechen zu können. Ich bin nicht dumm, wissen Sie, ich bin nicht dumm. Ich hätte studieren können oder etwas lernen. Ich habe mein Leben verpasst. Und ich bin selber schuld. Ich weiß nicht, wer ich bin und welchen Sinn mein Leben hat. Er ist ein guter Mann, nein, er ist ein sehr guter Mann. Aber Tatsache ist ...« Sie atmete tief durch, als bräuchte sie einen Anstoß, um weiterzusprechen: »Tatsache ist aber, wir leben nebeneinander her. Wir haben und hatten nicht viel gemeinsam. Wir sind einander nur gewohnt.«

Sie schwieg eine Zeit lang. Es schien, als seien ihr, wäh-

rend sie ihre Gedanken aussprach, diese erst bewusst geworden. »Mein Leben hat keinen Sinn.«, sagte sie, »Ich stehe morgens auf, ich gehe abends zu Bett. Es passiert nie etwas. Ich lebe ohne Freude, ohne Herausforderung, ohne Hoffnung. Es gibt Tage, an denen ich nicht mehr aufstehen möchte. Ich werde älter und älter und mein Leben ist trostlos. Es ist zu spät. Für alles, was ich noch tun hätte können.« Sie starrten beide in den Raum. Die Frau beugte sich vor: »Das Schlimmste aber ist: Ab einem gewissen Alter wird man als Frau von den Männern nicht mehr wahrgenommen. Man wird einfach unsichtbar. Man verschwindet neben den immer nachwachsenden jungen Mädchen. Als begehrensweite Frau, meine ich. Die Männer in meinem Alter glauben ja immer noch, dass sie jede Schöne, Junge haben können. Und wenn sie Geld haben, ist das dann auch so. Ach, was bin ich zynisch geworden in all den Jahren. Was ist nur aus mir geworden. Ein Jammertal.« Sie bremste sich jetzt ab, war wieder errötet, sich bewusst geworden, dass sie einem älteren Mann gegenüber saß. Sie fand plötzlich, sie sei in dieser Situation schon viel zu weit gegangen mit ihren Erzählungen.

»Aber ich rede und rede. Es ist wirklich nett von Ihnen, mich aufzunehmen. Und ich liebe Bücher. Ich lebe förmlich in meinen Büchern, kann mich sehr in Geschichten hineinversenken. In Geschichten kann man eine Zeit lang glücklich sein. Der Welt entfliehen.« Der Mann nickte: »Alte Bücher sind wie alte Freunde.« – »Ja«, ergänzte die Frau, »vielleicht die einzigen wahren Freunde, die einem bleiben. Ich muss Sie jetzt fragen: Das Buch im Schaufenster, warum steht nichts auf dem Schild? Hat es keinen Titel? Es wirkt, als wäre es sehr geheimnisvoll.« Der Mann zog eine Augenbraue hoch. »Das Buch hat schon viel erlebt.«

Die Frau wurde noch neugieriger. »Worum geht es darin?« – »Um Träume, um Sehnsüchte; es ist ein kluges Buch.« Die Frau lächelte jetzt. »Kann ich es mir einmal ansehen?« Der Mann zögerte kurz, nickte dann und erhob sich, das Buch zu holen. Sie sah ihm nach, er ging schlurfend und bedächtig. Sie trank ihren Tee aus, der inzwischen erkaltet war. Er kam mit dem Buch zurück, es war groß und schwer, und legte es ihr auf den Schoß. Sie strich mit der Hand zärtlich über das gemalte Schild auf dem Titelblatt und lächelte glücklich. Dann glitt langsam ihre Hand hinein, dann der Arm, der Oberkörper, der Kopf, dann der Rest der Frau. Sie seufzte zufrieden, als das Buch sie zur Gänze verschlang. Der Mann saß regungslos da. Dann irgendwann, als die Frau schon ein paar Minuten verschwunden war, nickte er, klopfte sich aufs Knie und erhob sich. Er nahm das Buch, das unschuldig auf dem Stuhl lag, und stellte es wieder auf das kleine Podest im Schaufenster, strich sorgfältig das Tuch darunter glatt. Dann verzog er sich wieder in den hinteren Raum des Ladens.

Draußen schien die Sonne. Ihre Strahlen verfangen sich im gemalten Schild auf dem Buch. Auf dem Schild stand »Viktoria«.

Von einem gleißend hellen Sommernachmittag hinein in die Schwärze des Tunnels, trotz Scheinwerfer gewöhnen sich die Augen erst langsam an die Dunkelheit, aber du hast keine Angst vor Tunnels wie manch andere, die dir immer wieder begegnen, die statt der empfohlenen 100 nur 70 fahren und sich so weit nach rechts drängeln, dass man schon meinen könnte, sie wollten sich auf dem schmalen Bankett an der Tunnelseite zusammenkauern, wie Kinder, die die Augen schließen, singen oder summen, sich die Finger in die Ohren steckend, und einfach so tun, als wären sie nicht in dieser für sie unangenehmen Situation, als wären sie nicht anwesend. Du überholst sie reihenweise, die Tunnelschisser, wie du sie heimlich nennst, nein du bist nicht übermäßig überzeugt von dir oder zu schnell unterwegs, aber du fährst beherzt und konstant, vor allem aber zielstrebig, lässt die anderen rechts aufgereiht hinter dir liegen, blickst konzentriert nach vorn in die Dunkelheit, wohin es dich drängt, wo bald schon das Tageslicht in der Ferne auftauchen wird, inzwischen verbindet sich das Licht, das du ausstrahlst, mit der vorhandenen Beleuchtung, das ist genug für die kurze Zeit, das Schwarz wird in Grau verwandelt, es gibt hellere und dunklere Schattierungen und nicht zuletzt die Linien auf der Fahrbahn, die dich die Orientierung behalten lassen, als sich aus den weit vor dir fahrenden Autos auf der rechten Seite ein schwarzes, rastloses Etwas löst und nur ein paar Meter vor dir von rechts nach links hüpf, unkontrolliert wie ein verängstigtes, aufgeschrecktes,

nervöses Tier, nach oben und wieder nach unten springt, taumelt und wirbelt, so schnell, dass du es im Halbdunkel nicht identifizieren kannst, aber du weißt sofort, dass es Gefahr bedeutet. Gleichzeitig ist dir in dieser Sekunde klar, nein, vollkommen bewusst, dass du auf dieses Etwas zufährst, dass du keine Ausweichmöglichkeit hast, rechts ist die dahinfahrende Autoschlange kompakt, fast geschlossen, es gibt keine Lücken, in die du, noch dazu mit Tempo 100, schlüpfen könntest, ohne selbst noch mehr gefährliche Situationen zu verursachen, links befindet sich die Tunnelwand, zu bremsen ist auch keine Option, weil diese abrupte Betätigung dich und den Wagen hinter dir, der den Abstand zwischen euch ohnehin immer wieder fahrlässig verringert hat, gefährden würde, du hast dich schon eine Zeit lang über den Raser geärgert, der dich in die Schranken weisen, an die Seite drängen will, nur weil sein Gefährt größer und leistungsstärker ist als deines, nein, ein Bremsen könnte dich und ihn in eine noch weniger kalkulierbare Interaktion verwickeln, du hast also schon längst realisiert, dass du keine Wahl hast und fährst wie automatisiert weiter, aber bei voller, nein erhöhter Reaktionsbereitschaft, gehst nur ein wenig vom Gas, dein Herz rast, du spürst es bis zum Hals, alle Muskeln deines Körpers sind angespannt, während das Ungetüm näher kommt und nur ein paar Meter vor dir nun am Asphalt aufspringt, nach links auf das Bankett hüpfst, dort an die Tunnelwand gelehnt augenblicklich zum Stillstand, zur Ruhe kommt, genau in dem Moment als du an ihm vorüberschießt, ihn kurz wahrnimmst, den rauchenden Reifen, verwundert bist du über deine Verwunderung, für die du gar keine Zeit aufbringen kannst, aber du sitzt ohnehin schon neben dir selbst und schaust dir von außen zu, bist aber gleichzei-

tig auch ganz bei dir, zentrierst, bündelst dich, richtest deinen konzentrierten Blick wieder nach vorne, der aber jetzt nach rechts gezogen wird, dahin, wo ein Wagen, an dem du gerade vorüberkommst, schlingert und torkelt, von schwarzem Rauch umgeben, dir kurz an der Mittellinie gefährlich nahe kommt, aber gleich bist du an ihm vorüber, vorbei, noch schneller jetzt steigst du wieder aufs Gas, während du auch im Rückspiegel beobachtest, wie dieses Auto, es ist rot, in die einzige, nun sichtbare, am Rand auftauchende Ausbuchtung im Tunnel rollt und zum Stehen kommt, während die eben hinter ihm fahrenden Fahrzeuge links an ihm vorüberdonnern wie ein geschlossener Schnellzug aus einem Guss, gleich einem Geschoß, ohne dass irgendetwas kollidiert, ausschert, abweicht, knirscht oder knallt, ohne dass irgendjemand berührt wird, jedenfalls nicht materiell.

Und einen Augenblick später stößt du hinaus aus der Röhre ins Tageslicht, der Geruch von verbranntem Gummi hinter dir verpuffend, die geballte Möglichkeit des Schmerzes in einer anderen Realität zurücklassend, schaust nach oben ins Helle, atmest aus und weißt plötzlich, was Glück sein kann.

EINE FLANEUSE HÄTT ICH WERDEN KÖNNEN

Was ich alles hätt werden können, aber nein, ich hab mich ja nicht getraut, aber nein, ich habe ja auf sie gehört, aber nein, ich hab ja gedacht, ich könne das nicht werden, aber nein, ich hab ja gedacht, ich müsse auf »Nummer sicher« gehen!

Eine Flaneuse hätt ich werden können. Mit einem Hut auf dem Kopf lässig umherspazieren ohne Ziel, ohne Plan, aber den Gedanken nachgehen. Aber mit einem Hut hätten sie auf mich gezeigt, mit einem Hut auf dem Kopf bist du ja heutzutage in Mitteleuropa in einer kleinen Stadt der Volltrottel. Mit einem Hut stecken sie die Köpfe zusammen, reden über dich, zeigen womöglich mit dem Finger und lachen. Das schürt Vorurteile. Weil du anders bist, weil du dich abhebst. Und du wirst eine »persona non grata«, wenn du nicht schon ein Jemand bist. Aber wie zu einem Jemand werden, wenn dir niemand sagt, wie das geht? Wenn du nicht eine schon bekannte Besonderheit bist, die in der Zeitung steht. Selbst dann. Man weiß es nicht. Wie sie reagieren. Ob sie dich nicht an den Pranger stellen oder den Shitstorm über dich kippen, wenn dann schon mal Fotos geschossen sind und überall in den Medien verbreitet werden. Herumspazieren ist natürlich auch gefährlich. Dabei kann ich Schlendern so gut. Ich bin darin immer ein Talent gewesen. Aber du stoppst ja dann den Fluss der anderen, du bist ja ein Stein in diesem schnellen Fluss, wo alles in die eine Richtung drängt wie bei einem Wett-

rennen. Ein Stein, auf den man prallt, den man umschwimmen muss, ein Hindernis, ein Ärgernis. Das finden sie meistens nicht nett. Du lädst dir dann noch mehr Gerede auf. Von einem »ts ts« und Augengerolle und mit-dem-Fuß-auf-den-Boden-Geklopfe bis zum über-den-Haufen-Rennen ist alles möglich. Außerdem kommst du leicht in den Verdacht, du seist faul oder ohne wirkliche Beschäftigung. Man kann ja nicht immer vortäuschen, in ein Schaufenster zu schauen. Das würde mich ja beim richtigen flanierenden Schlurfen sogar stören. Und sich immer als Tourist tarnen, der ständig stehenbleibt und schaut, geht ja auch auf Dauer nicht gut. Außerdem ist eine Kamera herumzutragen auch lästig. Und unnötig, weil man dich schon kennt. Und sowieso schon über dich redet. Dich in der Luft zerreißt und alle Vorurteile zum Thema Faulheit hervorkramt und alle Unterstellungen zu den Themen »Was-glaubt-die-eigentlich-wer-die-ist« und »Woher-sie-sich-das-wohl-leisten-kann«. Als Frau allein spazieren zu gehen ist außerdem ohnehin nur in ausgewählten Ländern möglich. Abgezählten Ländern. Wenn man nicht als Freiwild gelten will. Und wenn man all die sonstigen Gefahren miteinrechnet. Und von Gedanken Nachgehen gar nicht zu reden. Also Flaneusengedanken, meine ich. Reine Flaneusengedanken. Assoziativ, absolut frei und wild. Auf der Suche nach Abenteuern, nach spontanen Kicks, nach Zeitvertreibungen, ja und Reiseplänen. Nicht Gedanken wie, was kaufe ich, was brauchen sie, was koche ich morgen, wie wird das werden und so weiter. Aber sich alltagsfreie Minuten stehlen ist nicht so leicht.

Ich bin also keine Flaneuse geworden. Gedanken bin ich auch nicht nachgegangen. Obwohl das gut gewesen wäre.

Was ich alles hätt werden können, aber nein, ich hab mich ja nicht getraut, aber nein, ich habe ja auf sie gehört,

aber nein, ich hab ja gedacht, ich könne das nicht werden, aber nein, ich hab ja gedacht, ich müsse auf »Nummer sicher« gehen!

Eine Dandeuise hätt ich werden können. Mit stilprägender, aber nachlässiger Lässigkeit in den In-Locations Caffè Latte schlürfen, jungesellinnenmäßig abhängen, sarkastische Bonmots auf den Lippen. Aber so eine nachlässige Lässigkeit ist ganz schön aufwändig, das muss man planen, da muss man Zeitschriften wälzen und schauen, was man so trägt, auch um das genaue Gegenteil zu tun. Als Stilikone bist du natürlich immer voraus, das heißt, du bist dein eigener Trendscout und das heißt, dass du überall früher dran sein musst als die anderen. Außer beim Aufstehen. Den morgendlichen Schönheitsschlaf brauchst du dann schon, weil es ja sehr spät werden kann und auch immer wird in den In-Clubs oder Nicht-in-Alternativen, die auch schon wieder in sind, gerade weil du und deine Clique dort seid. Das muss man sich natürlich buchstäblich leisten können und am besten Erbin sein. Am besten Sohn oder Tochter von Beruf sein. Auf jeden Fall finanziell unabhängig. Wo das Geld für dich arbeitet und nicht umgekehrt. Wenn du das alles nicht bist und wenn dich niemand als das, was du darstellst, zur Kenntnis nimmt, wenn du keine Aufmerksamkeit hast, also keine peergroup- und noch besser mediale Aufmerksamkeit, dann funktioniert das natürlich nicht. Dann kommst du leicht in den Verdacht, du seist ohne wirkliche Beschäftigung und das ist nur bei den oberen Zehntausend cool. Und das Jungesellinnensein ist auch gefährlich. Nicht nur weil man mit den anderen Dandys abhängt. Es leben zu können klappt nur in ausgewählten Ländern. Wo dir die Freiheit zugestanden wird, wo du nicht verhei-

ratet wirst ob du willst oder nicht, wo nicht der Druck der Familie wirkt, wo du ohne Mann auch was giltst, nicht ausgestoßen wirst, wenn du dich nicht an die Regeln hältst, wo du nicht gar als Freiwild gehandelt wirst oder als Hure oder ab einem gewissen Alter als Übriggebliebene, die keiner will. Da ist es dann egal, ob du nicht wolltest. Denn du definierst ja nichts, du wirst definiert. Und mit den sarkastischen Bonmots ist es auch nicht so einfach. Also so richtig dandeuise Bonmots zu Politik, Gesellschaft, Weltlage, über das große Ganze und so. Weil du dafür einen Über- und Einblick brauchst, es sei denn du bist eine Dummschwätzerin, aber davon rede ich nicht. Nein, als Dandeuise hast du was zu sagen. Die Frage ist, ob es jemanden interessiert. Ob es jemand anerkennt. Und dich zitiert. Auch kritisiert. Aber in der Welt der Aufmerksamkeit zählen auch »Bad News«. Frau braucht dazu natürlich Zeit für Bildung und fürs Lesen sowieso. Zugang zu den relevanten Informationen. Und Vorbilder und Mitdandeuise wären auch nicht schlecht.

Ich bin also keine Dandeuise geworden. Das mit dem Abhängen ist so eine Sache, wenn das Alltagsleben an einem dranhängt.

Was ich alles hätt werden können, aber nein, ich hab mich ja nicht getraut, aber nein, ich habe ja auf sie gehört, aber nein, ich hab ja gedacht, ich könne das nicht werden, aber nein, ich hab ja gedacht, ich müsse auf »Nummer sicher« gehen!

Eine Genieuse hätt ich werden können. Mit hoher Denkerstirn, am besten noch mit einer außergewöhnlichen Frisur und verrückten Tics, Revolutionäres erfinden oder

schöpferisch erschaffen oder wissenschaftlich dokumentieren und »Maestra« genannt werden. Die hohe Stirn hätte ich schon mal, aber sie haben immer gesagt, tu dir doch ein paar Fransen ins Gesicht, das schaut hübscher aus. Eine außergewöhnliche Frisur könnte ich auch zaubern, aber sie muss natürlich so aussehen als sei es mir egal, wie sie aussieht. Das kann leicht ins Schlampige und Ungepflegte abdriften und dann hast du einen Ruf weg, der nicht mehr weggeht. Kombiniert mit den verrückten Tics landest du gleich mal in irgendeiner Anstalt, auch dazu braucht es ja nicht allzu viel, du musst nur aus der sogenannten Norm gerückt sein, nein das alles kannst du dir nur erlauben, wenn du schon jemand bist. Du bekommst die Aufmerksamkeit in den Medien und Fachkreisen nur, wenn du schon die Revoluzzerin bist oder die Künstlerin oder die Wissenschaftlerin. Erst musst du also deine genieusen Ideen und Innovationen kreieren, dafür musst du wissen, wofür du talentiert bist, was du kannst. Dazu brauchst du Selbstvertrauen. Du musst an dich glauben. Aber wenn niemand an dich glaubt, wie sollst du das selber hinbekommen? Darüber hinaus brauchst du Energie, Zeit und Muße und relativ gute Bedingungen. Am besten auch Menschen, die dich fördern, dir den ganzen Alltagsmist wegräumen, also so etwas Ähnliches wie Mütter, Ehefrauen, Sekretärinnen, solche, die deine besondere Schöpfung ins Zentrum stellen und für dich da sind. Wenigstens einen Muserich bräuchtest du. Natürlich geht es auch ohne all das. Wenn du kämpfst und immer weitermachst, während du in deinen Ideen steckst, die noch kurz vor dem Durchbruch stehen und an denen du als echte Schöpferin auch noch zweifeln musst, sonst wird das nix außer Theaterdonner. Okay, bei manchen geht es auch so. Aber du willst doch keine kurzfristigen Schlagzeilen, son-

dern durch Können glänzen. Begleitend musst du dich aber schon immer stärker bemerkbar machen, indem du dich öffentlich meldest und sei es durch Publikationen. Über dich muss berichtet werden, du musst ein Thema sein, kritisiert, sogar angefeindet werden und du musst das aushalten, spätestens dann helfen die verrückten Tics dir sicher. Hilfreich ist auch zu Kreationen von anderen deinen Senf dazuzugeben, ob du gefragt wirst oder nicht. Kontrovers am besten. Und nie vergessen: Der Habitus ist alles. Wenn er dir erlaubt wird, wenn du dich über die Regeln hinwegsetzen darfst, wenn du in einem Land lebst, wo es dir gestattet ist, einfach dein Ding durchzuziehen, zu lernen, zu studieren, zu kreieren, eine Koryphäe zu werden in deinem Fachgebiet. Du musst natürlich wegstecken, dass sie dich zerreißen werden, all die Denunziationen und Unflätigkeiten, die auf dein Geschlecht abzielen und dich irgendwie in den Dreck drücken. Und du musst natürlich in einem Land leben, in dem du nicht dafür oder für eine andere Sache umgebracht wirst. Dann kannst du zu Lebzeiten zur Ikone werden, ohne dass du schön sein musst oder wenigstens hübsch, nur durch deine Intelligenz und Genieusität, wirst vielleicht sogar als »Maestra« betitelt. Und nach deinem Tod hast du die Chance, »eine ganz Große« genannt zu werden und sie werden eventuell Hymnen über dich singen oder schreiben. Wenn sie dich nicht vergessen.

Ich bin also keine Genieuse geworden. (Wahrscheinlich hat das Talent nicht gereicht.)

Denn nein, ich hab mich ja nicht getraut, denn nein, ich habe ja auf sie gehört, denn nein, ich hab ja gedacht, ich könne das nicht werden, denn nein, ich hab ja gedacht, ich müsse auf »Nummer sicher« gehen!